

Kapuzinern weiter, bis er abberufen wurde (1721). Seitdem ist kein Jesuit mehr dort aufgetreten. Desideri, der nach Rom zurückkehrte, legte seine abenteuerlichen Reiseerlebnisse in dem dreibändigen Werk Notizie historiche del Tibet nieder, das, zur rechten Zeit veröffentlicht, ungeheuren Eindruck gemacht hätte. Auch seine große tibetanische Religionsphilosophie blieb als Handschrift liegen. Nur Desideris briefliche Berichte brachten den Zeitgenossen Kunde von den gewaltigen Aufgaben, Leistungen und oft zerschlagenen Hoffnungen der Mission Ostasiens, deren Vertreter vielfach nicht allein Märtyrer des Glaubens, sondern auch der Wissenschaft geworden sind.

Ludwig Koch S. J.

### Saat und Ernte Taines.

Ein Denkerleben von mächtigem Einfluß auf die Gestaltung unserer Zeit liegt zwischen dem Advokatenhaus der kleinen, im Weltkrieg zerstörten Ardennenstadt Bouziers, wo Hippolyte Taine vor hundert Jahren geboren wurde, und dem Grab im savoyischen Dörflein Menthon-Saint-Bernard am lieblichen See von Annecy, wo in lateinischer Sprache auf dem schlichten Denkmal steht, daß er aufrichtig und unermüdlich in Philosophie, Geschichte und Literatur nach den tiefsten Ursachen geforscht und einzig die Wahrheit geliebt habe.

Die Leistung Taines fällt wohl zunächst durch verwirrende Vielseitigkeit auf. Er ist mehrere Jahre Lehrer verschiedener Gymnasialfächer und zwei Jahrzehnte Professor der Kunsthistorik an der Ecole Supérieure des Beaux-Arts in Paris. Er schreibt bald Aussäge über literarische und geschichtliche Fragen, bald Reiseschilderungen und philosophische Abhandlungen. Er verfaßt eine Geschichte der englischen Literatur und eine Kunstphilosophie, und er stirbt über der prachtvollen Vändereihe seiner Geschichte Frankreichs seit dem Verfall des alten Königtums. Auf allen diesen Wegen sucht er im Grunde doch immer dasselbe Ziel: die Lösung des Rätsels der menschlichen Seele. In der Dichtung wie in den bildenden Künsten war es ihm weniger um

die Werke zu tun als um den Menschen, der dahinter stand. Macht und Niedergang des Hofes von Versailles oder die Veränderungen Frankreichs und Europas durch die Revolution sah er in erster Linie als psychologische Probleme an. So konnte er am 9. Dezember 1891, dem Tode nahe, mit Recht an Professor Georges Lyon schreiben: „Im ganzen habe ich seit 40 Jahren nichts anderes getrieben als angewandte oder reine Psychologie.“

Die ihm anerzogene christliche Auffassung der Menschenseele hatte er früh preisgegeben. In dem wichtigsten Quellenwerke für Taines Entwicklung (H. Taine, sa vie et sa correspondance, I—IV, Paris 1902 bis 1907) wird (I 20—26) ein Bekenntnis mitgeteilt, das er als zwanzigjähriger Student aufgezeichnet hat. Er sagt darin, daß er schon vor fünf Jahren seinen Kirchenglauben durch immer wieder aufsteigende Zweifel, aber auch durch „Stolz und Freiheitsliebe“ verloren habe. Drei Jahre lang habe er noch fortgefahren, an das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und die sittliche Verpflichtung zu glauben, dann aber sei es ihm langsam klar geworden, daß er auch darüber keine Gewissheit besitze, ja er sei zum vollständigen Zweifel an der Gewissheit überhaupt gelangt. Um sich in keiner Weise abhängig zu machen, habe er während all dieser inneren Kämpfe nicht einen einzigen Philosophen gelesen, und er habe über diese Selbstständigkeit eine „stolze Freude“ empfunden. Als er aber schließlich vor dem Nichts gestanden habe, sei er traurig geworden. Wie eine Schlingpflanze sich im Frühling an den Baum klammert, um ihre Blüte in die sonnige Luft zu tragen, habe seine junge Seele mit „glühender Liebe“ nach Erkenntnis und nach tätiger Begeisterung für ein hohes Ziel verlangt, zumal da sein Wille stark genug gewesen sei, der Sklaverei niedriger Leidenschaften vorzubeugen. Der herkömmliche Studiengang der Philosophie habe ihm zunächst keine Rettung gebracht. Alle Beweise seien ihm hilflos oder unverständlich vorgekommen und er habe ganz nach Laune mit Gründen und Gegengründen gespielt. Ziemlich bald aber habe

er sich, solcher Widersprüche überdrüssig, für die „neueste und am meisten dichterische Ansicht“ entschieden — für den Pantheismus. Auf dieser Grundlage habe er eine ihn befriedigende Weltanschauung gewonnen, obgleich er überzeugt sei, daß er auch in Zukunft nie aufhören dürfe, das Erreichte nachzuprüfen.

Der Nachprüfung war ja eine so folgenschwere Wandlung, bei der eingestandenermaßen Stolz, Freiheitsliebe und jugendliche Unreife einen bedeutenden Anteil hatten, sehr bedürftig. Leider gab Taine sich sofort eine geistige Einstellung, die ruhigem Untersuchen und Abwägen nicht günstig war: er berauschte sich mit geradezu religiöser Inbrunst an grenzenlosem Vertrauen auf die Kraft seines Denkens. Am 18. April 1849 schrieb er über diesen neuen Glauben an seinen noch zweifelnden Freund Paradol, mit dem er „alles geleugnet hatte, Vaterland und Pflicht, Gedanken und Glück“: „Ich werde wissen und glauben! Ich weiß und glaube schon jetzt! O wenn du wolltest!“ Als er 15 Jahre später in seiner Geschichte der englischen Literatur am Schlusse des Kapitels über Byron fragte, daß der aus religiösem Wahn und dichterischem Traum entstandene Welschmerz noch nicht aus Europa verschwunden sei, war wiederum seine Zuversicht, daß in einem nahen Zeitalter strenger Wissenschaft „die Klarheit der Gedanken die Heiterkeit der Herzen“ bringen werde. Der altgewordene Taine dachte nicht anders. Das geht aus einem Zeugniß seines Neffen André Chevillon hervor, auf das der sorgfältigste Verwerter aller gedruckten und ungedruckten Quellen, Professor Victor Giraud von der Universität Freiburg in der Schweiz, aufmerksam macht. In den Anhängen seines Buches „Essai sur Taine“ (6. Auflage, Paris o. J., 337) stehen die aus einem Aufsatz Chevillons genommenen Worte: „Ich bin das Gegenteil eines Skeptikers, sagte er uns eines Tages, ganz am Ende seines edlen Wirkens. Ich bin Dogmatiker. Ich glaube, daß dem menschlichen Geiste alles möglich ist. Ich glaube, daß die Ergebnisse, die sich durch verbesserte Instrumente und fortgesetzte Beobachtung

erzielen lassen, eines Tages genügen werden, den Menschen und das Leben vollständig zu verstehen. Es gibt kein unergründliches Geheimnis.“ So stark war, wie Taine am 17. Mai 1864 an Cornelius de Witt schrieb, sein Bedürfnis, für einen alles umfassenden Gedanken zu leben, der später vielleicht ein ganzes Wissenschaftsgebiet beherrschen werde, daß er sich wie eine schnatternde Gans vorgekommen wäre, wenn er ohne einen solchen „innigen Glauben“ bloß den Ehrgeiz gehabt hätte, zum hundertsten Mal über Shakespeare zu urteilen oder vergessene Berühmtheiten einer früheren Zeit wieder auflieben zu lassen. Für ihn sei der alles bestimmende Gedanke die Übertragung der bewährten chemischen und physiologischen Forschungsmethoden auf Psychologie und Geschichte.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß dieser selbstgewisse Verstand sich gegen die Hilfe sträubte, die ihm die christliche Offenbarungsreligion anbot. Doch wäre nichts verkehrter, als in Taine einen ausgeprägten Verstandesmenschen sehen zu wollen. Alles, was er geschrieben hat, zittert unbeschadet einer fast geometrisch wirkenden Gedankenführung von herzenswarmem Leben, das sich in Bildern von überraschendem Reichtum eine strahlende Form schafft. Er selber sagt in seinem Buche „L'intelligence“ (Edition définitive in-16°, I 79), daß er für nichts ein so freues Gedächtnis habe, wie für seine Gemütsbewegungen. Allerdings wird man in seinen Schriften selten unmittelbare Bekenntnisse ganz persönlicher Gefühle entdecken, denn er wollte weder selbst von seinen privaten Angelegenheiten sprechen, noch andere öffentlich davon sprechen lassen. Victor Giraud (Essai sur Taine 307) hebt aus einem der spätesten Briefe Taines die Stelle hervor: „Es ist unanständig, sein Herz zur Schau zu stellen; lieber soll man sich vorwerfen lassen, man habe keins.“

Unsagbar schmerzlich wurde die heimliche Zartheit dieser Natur durch das Unglück Frankreichs in den Jahren 1870 und 1871 verwundet. Paul Bourget erinnert in seinen Essais de psychologie contemporaine (Edition définitive in-16°, I 214) an

die Gleichgültigkeit, mit der Taine früher bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten nicht einmal daran denken wollte, daß es Franzosen gab, denen er nützen oder schaden konnte. Jetzt aber trat der Stubengelehrte aus seinen Gedankenträumen mit flammendem Blick auf den Kampfplatz. Am 9. Februar 1872 setzte er sich im Journal des Débats mit beredten Worten und genauen Berechnungen für eine freiwillige Abgabe ein, durch die alle Franzosen helfen sollten, in kürzester Zeit die Kriegsentschädigung zu bezahlen. Schon vorher hatte er sich mit besonderem Eifer an den Vorbereitungen zur Gründung der Pariser Ecole libre des sciences politiques beteiligt, die es unternahm, unabhängig von der Regierung politische Führer heranzubilden. Er hielt die Eröffnungsrede, und während der noch übrigen zwei Jahrzehnte seines Lebens blieb diese Schule Gegenstand seiner täglichen Sorge. Da sich immer wieder gezeigt hatte, daß er am stärksten durch seine Bücher wirkte, so stellte er nun seine Feder ganz in den Dienst seines zusammengebrochenen Vaterlandes. Aus einem nicht näher bezeichneten Brief teilt Victor Giraud (H. Taine, Pages choisies, Paris o. J., 268) einen Satz mit, der klar ausspricht, wie Taine selber die Arbeit an der Geschichte Frankreichs aufgefaßt wissen wollte, die ihn bis zu seinem Tode beschäftigt hat: „Im Jahre 1871 habe ich mit archivalischen Studien über unsere neueste Geschichte begonnen, um meine Schuld zu bezahlen und mich nach Kräften möglich zu machen.“ Gewiß beteuert er in der allgemeinen Vorrede der *Origines de la France contemporaine*, er stehe vor seinem Gegenstande so unparteiisch, wie wenn er die Verwandlung eines Insektes zu beobachten hätte, gewiß wiederholt er ähnliche Versicherungen im Laufe der Darstellung mehrmals, und im dritten Bande (Edition définitive in-16°, 4) behauptet er sogar, er habe die Geschichte der französischen Revolution ohne Rücksicht auf die Kämpfe der Gegenwart geschrieben. Aber daraus folgt nur, daß er durch unparteiische Feststellung der Tatsachen seinem Vaterlande am besten zu dienen meinte. Er hat, wie Ferdinand Brunetière (Manuel de

*l'histoire de la littérature française*, 8. Aufl., Paris 1921, 509) mit Recht bemerkt, nicht bloß untersucht, wie sich die Verhältnisse in Frankreich seit den letzten Jahren des absoluten Königiums entwickelt haben, sondern er hat über sie und ihre Bedeutung für Wohl und Wehe seiner eigenen Zeit Gericht gehalten, weil es ihm nun nicht mehr zu genügen schien, ein Krokodil, das in der Nähe menschlicher Wohnungen gesehen worden ist, sorgfältig zu beschreiben. In einem Briefe vom 28. März 1887 an Jules Lemaitre bekannte er vertraulich, daß er in seinem Werke die Politiker und überhaupt die Männer der Tat darnach bewerte, ob sie imstande gewesen seien, „die Gesamtsumme der menschlichen Leiden für Gegenwart und Zukunft zu vermindern oder wenigstens nicht zu vergrößern“.

So kam er zu der Überzeugung, daß der Einzelmensch nur im lebendigen Zusammenhang mit mächtigen Gemeinschaften, wie sie namentlich Staat und Kirche bilden, seine tierische Wildheit niederkämpft, und daß die auf der Berechtigung des Privateigentums und auf der Einzelehe beruhende Familie die Kraftquelle dieses Gemeinschaftsgefühls ist. Bereits die letzten Könige hätten die Grundlagen eines gesunden Gemeinschaftslebens verhängnisvoll gefährdet, und die Männer der Revolution hätten die begonnene Zerstörung nur fortzusetzen brauchen. Zweifellos beweise die Geschichte, sagt er an einer berühmt gewordenen Stelle (Edition définitive in-16°, XI 146 f.), daß überall, wo bei den Völkern Europas das Christentum an Macht verliert, „die private und öffentliche Sittlichkeit sinkt“, und daß weder die Philosophie noch literarische und künstlerische Bildung, weder ritterliches oder soldatisches Ehrgefühl noch Gesetz und Verwaltung diesen Schaden verhindern können. Er schreibt diese wohlthätige Wirkung nicht einer bestimmten Form des Christentums, sondern dem „alten Evangelium“ zu. Die Lebenskraft der katholischen Kirche hatte er fast 30 Jahre früher (*Voyage en Italie*, Edition définitive in-16, I 388 f.) auf „drei Wurzeln“ zurückgeführt, die von keiner Erfahrungswissenschaft zerstört werden könnten. „Immer“, so schrieb er damals, „wird

die Schwierigkeit, demokratische Staaten zu regieren, ihr Anhänger zuführen, immer das Alter ihres Bestandes ihr Gläubige bewahren.“ Nur eines bedeute für sie in den nächsten Jahrhunderten eine schwere Gefahr: der liberale, allen Möglichkeiten der fortschreitenden Kultur angepaßte Protestantismus. „Wenn der Katholizismus“, sagte er wörtlich, „diesem Angriff standhält, so scheint mir, daß er gegen alle andern auf immer gesichert ist.“ Wie aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht, hatte er schon 1862 infolge seiner Bekanntheit mit dem deutschen und englischen Geistesleben den liberalen Protestantismus für eine annehmbare, allerdings der französischen Eigenart widersprechende Religion gehalten. Nicht lange vor seinem Tode schrieb er in dem schon erwähnten Brief an Professor Lyon: „Nicht das Christentum, sondern den heutigen römischen Katholizismus halte ich für unvereinbar mit der modernen Wissenschaft; dagegen kann man sich mit dem weitherzigen liberalen Protestantismus vertragen.“ Tatsächlich ließ er sich protestantisch beerdigen. Eine Grabrede hatte er sich verboten.

Nur mit großer Zurückhaltung wird man über die geistigen Wandlungen dieser ganz ungewöhnlichen Persönlichkeit urteilen dürfen. Wegen der Scheu, mit der Taine sein Innenleben zu verbergen suchte, haben wir von vielleicht entscheidenden Tatsachen mangelhafte Kenntnis. Einen Teil dessen, was Aufschluß hätte geben können, hat er vor seinem Tode vernichtet (Giraud, *Essai sur Taine* 309), und am 16. März 1893, elf Tage nach seinem Tode, erschien im Journal des Débats das in seinem Testament enthaltene Verbot, irgend einen seiner Briefe ohne Ermächtigung von seiten seiner Erben und ohne vorherige Ausmerzung der Stellen zu veröffentlichen, die sich irgendwie auf sein Privatleben bezögten. Daher bleibt in Dunkel gehüllt, wieviel oder wiewenig er sich als reifer Mann bemüht hat, die Folgen der Oberflächlichkeit zu überwinden, die ihn zwischen seinem 15. und seinem 20. Jahre der Religion seiner Kindheit so sehr entfremdete. Im ganzen hat er sowohl auf bedeutende Geschichts-

forscher, die aus politischen oder wissenschaftlichen Gründen seine Verurteilung der französischen Revolution ablehnten, wie auf angesehene katholische Kenner seines Gesamtwerkes, die seiner Weltanschauung offen die ihrige entgegengesetzten, den Eindruck eines ehrlich nach Wahrheit strebenden Denkers gemacht. Daß er nicht zu freudiger Ruhe in der Wahrheit gekommen ist, hat er mehrmals bekannt. Er war bereits einer der berühmtesten Kritiker seiner Zeit und stand in der Vollkraft seines Schaffens, als er enttäuscht und bitter aussprach, daß mit 40 Jahren das Herz ein Gräberfeld sei, von dem die zuglosen Wehklagen über das Sterben vieler ehrgeiziger Hoffnungen zu einem harten Himmel aufsteigen (*Voyage en Italie*, Edition définitive in-16°, II 80). So wenig hatten ihn die stoischen Betrachtungen Marc Aurels zu beglücken vermocht, die er bereits in seiner Jugend als seinen „Katechismus“ bezeichnet hatte, und über die er als Greis an seinen Freund Bouthmy schrieb: „Das ist ein Evangelium für unsereinen, der die Philosophie und die exakte Wissenschaft hinter sich hat. Dieses Buch sagt Leuten von unserer Kultur, was Jesus dem Volke sagte“ (H. Taine, sa vie et sa correspondance, IV 274). Ein halbes Jahr vor seinem Tode meinte er in einem andern Briefe an Bouthmy (IV 340), vielleicht sei „die wissenschaftliche Wahrheit im Grunde für den Menschen, wie er nun einmal ist, ungesund“, mindestens sei sie „nur für wenige erträglich“, und deshalb wäre es besser, „wenn man sie bloß in lateinischer Sprache ausdrücken könnte“.

Entschlossener als Taine haben Ferdinand Brunetière, Melchior de Vogüé, Jules Lemaitre, Paul Bourget die von ihm begonnenen Linien bis zur vollen Anerkennung der katholischen Kirchenlehre weitergezogen. Maurice Barrès und sehr viele seiner Jünger gewannen durch die Gedanken Taines wenigstens wieder ehrfürchtiges Verständnis für die Ideale, die das alte Frankreich groß gemacht hatten. Im August 1897, also vier Jahre nach dem Tode Taines, veröffentlichte in Paris die Revue blanche das Ergebnis einer Um-

frage über seinen Einfluß. Hervorragende Beantworter so verschiedener Richtung wie Monod und Msgr. d'Hulst, Boutroux und Lombroso waren sich über seine ungewöhnlich starke Wirkung einig. Um 1900 schätzte Victor Giraud (*Essai sur Taine*, 171) nach dem damaligen Stande der französischen Buchausgaben die Zahl derer, die wenigstens einen der 40 Bände Taines gelesen hatten, auf über elf Millionen. Allein von den *Origines de la France contemporaine* waren 316 000 Bände gedruckt worden (Victor Giraud, H. Taine, *Pages choisies*, 271.)

Seitdem ist Taines Ansehen durchaus nicht gesunken. Für deutsche Leser hat Professor Hermann Plag in seinem Buche „Geistige Kämpfe im modernen Frankreich“ (München 1922, 43—76) eindrücksvoll dargelegt, wieviel in der seelischen Umgestaltung Frankreichs auf das Wirken dieses einen Mannes zurückgeht. Professor Martino von der Universität Algier schreibt in der von Bédier und Hazard herausgegebenen *Histoire de la littérature française* (Paris 1924, II 249): „Fast alle Männer von heute und ein großer Teil der schreibenden und denkenden Jugend haben in der Schule dieses Geistes, dessen Kraft Vertrauen einfloßt, und dessen Glut mitfortreißt, denken und die Gedanken ordnen gelernt.“ Taines Milieuthorie gilt mit Recht längst nicht mehr als eine genügende Erklärung für das Entstehen eines Kunstwerkes, aber sie wird immer eine ausgezeichnete Zusammenfassung wichtiger Gesichtspunkte bleiben. Sein Versuch, die Geisteswissenschaften mit naturwissenschaftlichen Methoden zu betreiben, ist weit vor dem Ziele gescheitert, aber doch nicht ohne beachtenswerte Beiträge zur Schärfung des kritischen Gewissens geliefert zu haben. Sein Vertrauen in die unbegrenzte Erkenntnisfähigkeit des Verstandes ist weder wissenschaftlich berechtigt, noch entspricht es den Neigungen unserer allzu denkmüden Gegenwart. Aber was Taine strebend und irrend langsam an wahrer Einsicht gewonnen hatte, errang ihm schließlich den großen Erfolg seines Lebens: Das Erwachen ganzer Geschlechter von zweifelnden Spöttern

und tragen Genießern zur Arbeit an der Wiedergeburt Frankreichs im Geiste seiner besten Vergangenheit.

Heute muß und will das deutsche Volk eine ähnliche Aufgabe lösen. Es kann dafür vielleicht ebenso viel von Taine lernen, wie Taine von Deutschland gelernt hat.

Jakob Overmans S. J.

### Ein halbvergessener schweizerischer Volksschriftsteller (Pfarrer Xaver Herzog)

In seinen von munterer Laune, freundlich boshafter Satire und stachligem Humor sprühenden, an treffenden Beobachtungen reichen, von gelegentlichen Fehlurteilen nicht freien Reiseerinnerungen „Alpenrosen mit Dornen“ (Stuttgart 1900) kommt Pfarrer Hansjakob (S. 230—233) auch auf den „bedeutendsten katholischen Volkschriftsteller der Schweiz“, den Luzerner Pfarrer Xaver Herzog zu sprechen und huldigt diesem gemütvollen, originellen, einst so beliebten Erzähler mit Worten rückhaltloser Hochschätzung und Bewunderung: „Herzog ist der Alban Stolz der Schweiz, kennt aber das Volk noch viel besser im Detail als dieser. Er ist derb und jovial wie Vitius und Abraham a St. Clara. Ich kenne keinen Schriftsteller, der den Volkston und die Volksart so treffend wiederzugeben vermag, wie Herzog, der dabei von Humor und Witz sprudelt und in den tiefsten Herzensfalten des Landvolkes, besonders der Wibervölker, zu lesen versteht. Unsereiner ist dem Volkston und der Volkskenntnis Herzogs gegenüber der reinste Scherenschleifer, der mit seinem Rad von Dorf zu Dorf zieht und nur Messer und Scheren schleift, aber keine Volksstudien macht. Es ist ein schweres Unrecht, daß die Schweizer in ihren Literaturgeschichten den tüchtigen und genialen Pfarrer totschweigen und unsere katholischen Literaturwerke ebenfalls, obwohl er ein Numero-Eins-Mann gewesen ist alleweg.“ Seine begeisterte Apotheose des „alten Balbelers“ — so wurde der Ballwilser Pfarrer Herzog von seinen Freunden genannt — schließt Hansjakob mit den ele-